

## Weihnacht im Walde.

Frei schreit' ich auf knirschenden Wegen aus,  
Bin von allen Lasten entladen;  
Rings um mich her weder Mensch noch Haus  
Auf diesen einsamen Pfaden.

Es schweigt der Wald, und ich wandere still  
Zwischen schneebedadenen Tannen,  
Nun um die ruhende Erde will  
Der Abend die Flügel spannen.

Schon glänzen die ersten Lichter auf  
An des Himmels dunkelnder Runde  
Und heimliche Stimmen werden wach  
Zu dieser seltsamen Stunde.

Sie flüstern und raunen und singen umher  
Und wachsen zu Harmonien —  
Die alte wunderfelige Mär  
Erklingt in den Melodien . . .

Die Tannen wiegen ihr weises Haupt  
Und leise knarren die Äste;  
Aus einer Eiche, dürr und entlaubt,  
Zirpt ein Vogel im heimlichen Neste.

Am Himmel wandert ein Wolkenkahn  
Schwarz über der Sterne Gefunkel,  
Und neue Stimmen erheben sich:  
Wie ist die Welt so dunkel!

Wie ist des Lebens dampfender Fluss  
Zu eisigem Rinnsel gefroren;  
Wie hat die lebendige Seele sich  
Von den eifrigen Zungen verloren!

Wie düster die einsame Eiche steht!  
Aus ihrem Gezweig, dem verdorrten,  
Schwirrt vor mir auf ein Krähenschwarm —  
So schwirrt's um uns von Worten! . . .

Dort drüben hockt ein kleiner Bau,  
Von Menschenhand errichtet:  
Vier kurze Pfähle und ein Dach,  
Mit Laub und Moos verdichtet.

Lebt nicht die Liebe doch, die froh  
Mit Werk und Thaten streitet?  
Hier hat für Wild und Vogel sie  
Den Futterplatz bereitet.

Wer aber deckte Euch den Tisch,  
Die ihr in Not geboren  
Und suchend durch dies Leben geht,  
Verderbt, verdammt, verloren?

Ein Marder gleitet über den Weg . . .  
Die Frage will nicht enden:  
Wann wird uns eine Weihenacht  
Den großen Frieden spenden?

Geh' über Felder, schreit' im Wald  
Und irre durch die Gassen,  
Doch diese Frage wird dich nie  
Und nimmermehr verlassen . . .

Der Wind raunt in dem Tannenmeer  
Und spielt mit weissen Flocken —  
„Vom Himmel hoch, da komm' ich her“,  
Tönt vor mir ein Frohlocken.

„Wir kommen von der Erde her!“  
So will in mir es klingen.  
Hell steht vor mir ein Försterhaus  
Und frohe Kinder singen. —

Ernst Preczang.



## Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.  
Deutsch von Rosa Schapire.

Jakob begrüßte ihn nicht, antwortete nicht, sah ihn nur an und blieb unbeweglich sitzen.

„Hirngebinste!“ sagte er leise.

Seine Hände und die untere Kinnlade zitterten, Schauer liefen ihm über den Leib.

„Was ist Dir? Bist Du krank?“

„Nein, das kommt vom Schlaf! Ich hab' schon so lange keinen Menschen gesehen, seit zwei Wochen nicht mehr. Es geht gleich vorüber,“ lächelte er. „Du glaubst nicht, wie ich mich freue, daß Du gekommen bist. Es ist einsam, furchtbar einsam! Leg' Deine Flinte weg. Ich werde Wasser holen, Du bist wohl sehr durstig.“

Er nahm den Krug und ging hinaus. Alexander hing Mühe und Flinte an die Wand und folgte ihm.

Jakob ging gebeugt mit gesenktem Kopfe und hängenden Armen den Weg zurück. In seiner Gestalt lag soviel Niedergeschlagenheit und eine so grenzenlose Sehnsucht, daß sich Alexanders Herz schmerzlich zusammenzog.

„Wenn Du Dich doch mit etwas beschäftigen wolltest! Sei's nur Fischfang! Soll ich eine Angel für Dich auswerfen? Das ist doch immer eine Zerstreung.“

„Ja, wenn Du willst! Aber die Wäden sind hier so unanstehlich, daß sie nicht einmal Rauch scheuen. Es giebt Tage, an denen man nicht einmal den Kopf vor die Thüre stecken kann.“

„Die verfluchten Jakuten! Solch' ein elender Winkel, daß nicht mal ein Hund hier haufen möchte! Glaub' mir, man muß sie scharf halten, gerecht aber scharf.“

„Oh, Alexander, wie hast Du Dich verändert! Früher hast Du nicht so gesprochen. Ist es unrer würdig, mit Wilden zu kämpfen? . . . Ein Jahr früher oder später . . . Etwas besser oder ärger . . . Und von diesen Zänkereien kann etwas Häßliches für immer an der Seele haften bleiben . . . Ist es nicht traurig genug, daß sie durch uns dazu gebracht werden, falsch zu schwören, zu lügen, zu schwindeln?“

„Was ist denn schon wieder los?“

„Weißt Du's nicht? Sie wollen Dir einen bösen Prozeß anhängen. Sie sagen, Du hättest ihnen gedroht und die Versammlung beleidigt, sie sagen, daß Du am Wege mit der Flinte lauerst, die Vorüberziehenden erschreckst, einen bösen Hund hältst, daß Du Dir Feld angeeignet hast, Kapiton's Knecht erschrecken wolltest.“

„Nun, was denn?“ fragte Alexander neugierig, als er sah, daß Jakob verlegen und rot wurde.

„Daß Du in Weilsachs Abwesenheit in dessen Jurte gegangen bist . . . Verstehst sich, alle wissen, daß seine Frau ein verdorbeneß Weib ist, aber . . . Du hast einen Fehler begangen, daß Du ihr Geld gegeben hast.“

Alexander ging einige Augenblicke im Zimmer schweigend auf und ab.

„Solche Lumben! . . . Uebrigens können sie machen, was sie wollen! Es ist ja beinahe eine Schande, sich solchen Verschuldigungen gegenüber zu rechtfertigen.“

„Eben . . . Aber Du wirst Dich verteidigen müssen.“

Alexander machte eine unwillige Bewegung.

„Oh! Wird schon werden! Wenn Du wüßtest, wie mein Korn wächst! Das beste in der ganzen Gegend. Das geben selbst die Jakuten zu . . . Das wächst! Ich hab's gemessen: um zwei Zoll jeden Tag!“

„Und Zosia?“

„Ist gesund. Wir wirtschäften zusammen. Jetzt quälen die Wäden, darum bleibt sie zu Hause oder ich bringe sie in Froschauge's Jurte, früher war sie immer um mich. Weißt Du auch, warum ich hergekommen bin? Ich habe weder Thee noch Salz, noch Zwirn oder Hanf für die Netze.“

Jakobs Gesicht verlängerte sich und seine Augen blickten traurig.

„Aber nein . . . Nein!“ lachte Alexander. „Geld habe ich. Ich hab' noch etwas vom Verkauf der Sachen behalten. Nur, siehst Du, es ist für mich eine dumme Sache, zu Kapiton zu gehen. Er schlägt mir's ab. Drum wollte ich Dich bitten, daß Du's bei Deinem Kniaz kaufst. Nur eile Dich! Ich möchte so schnell als möglich nach Hause kommen. Ich bin ängstlich, wenn ich Zosia lange nicht sehe . . . Nicht wahr, Du gehst? . . . Und ich ruhe aus unterdessen.“

Alexanders Pferd hatte sonst den ganzen Sommer über zusammen mit den jakutischen Herden gegraßt. Jeden Tag hatte Alexander auf das Tier geachtet, und es wieder in die Nähe des Hauses getrieben, wenn es sich zu weit verlaufen hatte. So thun's all die Leute dort. Die gemeinsamen Herden stehen unter gemeinsamem Schutz; dieser Brauch gilt seit Jahrhunderten.

Obgleich das Verhältnis zu den Jakuten sich so zugespitzt hatte, fiel es Alexander nicht ein, daß sie ihm das Pferd wirklich gestohlen hätten. Er suchte es lange, ehe er glaubte, daß es verloren sei, dann aber ging er zum Kniaz.

Dieser empfing ihn sehr zuvorkommend und gab den Aufsehern sofort Befehl, überall zu suchen, versprach auch, selbst hinzukommen.

„Du hättest das Pferd vor dem Hause behalten sollen. Es sind böse Menschen unterwegs.“

„Ich konnte es doch nicht an den Pfosten binden; es wäre vor Hunger und Sehnsucht krepiert. Zwei Jahre lief es mit der Herde und alles war in Ordnung.“

Der Jakute zuckte die Schultern.

Sie durchsuchten den Wald, machten bei einigen Nachbarn Haussuchung, man fand nicht die geringste Spur. Alle thaten empört und fanden sich darin, die Schuld Froschauge beizumessen.

„Er und niemand anders als er. Höre, Zisandra, er! Ist er doch Dein nächster Nachbar!“

„Kein Vogel fliegt vorbei, ohne daß ein Jakute es sieht, um wieviel weniger ein Pferd,“ behauptete Zis. „Ich meine, ein Pferd ist nicht kleiner als ein Vogel.“

Bergebens leugnete Froschauge und beschwor seine Unschuld.

„Du leugnest vergebens, Alter, wer glaubt Dir? Halt lieber das Maul, denn es stinkt nach dem Sattel.“

„Ich hab' Dir schon lange gesagt, zieh' fort von hier! Worauf wartest Du denn?“ schrie der Kniaz ihn an.

„Aber das Pferd ist nicht hergekommen.“

Schweigend hörte Alexander den Streit mit an.

„Für's Pferd werdet Ihr mir bezahlen! Das vergesse ich Euch nicht,“ warf er schließlicly ärgerlich dazwischen.

„Wer könnte das auch vergessen? Ein Pferd ist wie ein Kind, das wissen wir alle, Er soll bezahlen, er und kein anderer,“ und sie wiesen mit den Fingern auf Froschauge.

Einige Tage später sah Alexander, wie Froschauge seine paar Sabseligkeiten auf einen Karren lud. Er lief sofort hin, aber er mühte sich vergeblich, jenem die Sache plausibel zu machen.

„Ich verdächtige Dich nicht im geringsten, bleibe, ich bitte Dich!“

„Du verdächtigst mich nicht, aber sie werden machen, was sie wollen! . . . Uebrigens nicht darum, aber . . . es ist Zeit, zu mähen. Ich habe Wiesen, fern auf den Inseln und muß mit Sack und Pack hin. Im Herbst komme ich wieder. Wirft schon sehen . . .“

Aber aus allem ging hervor, daß der Jakute nicht daran dachte, wiederzukommen. Er nahm nicht nur die Fensterahmen mit, sondern selbst die hölzernen Thüren.

Als er fort war, gab es im Umkreise einiger Meilen keine lebendige Seele. Wochen vergingen, ohne daß Alexander und Zosia einen Menschen gesehen hätten, denn es war Arbeitszeit, und selten nur kam jemand an ihrer Jurte vorbei.

„Sei lieb, Zosia! Sie kommen wieder, wir wollen uns ein Pferdchen kaufen und Majha wird mit Dir spielen. Sei mir artig und quäle mich nicht!“ beruhigte er das weinende Kind.

Er mähte so viel Gras, als er nur in der Nähe des Hauses fand. Er konnte sich nicht für längere Zeit aus dem Hause entfernen, und wegen der starken Hitze und der quälenden Wäden konnte er die kleine nicht mit sich nehmen. Die Sonne brannte unbarmherzig; die Erde wurde unter ihren Strahlen hart und staubig; im Walde war die Luft unerträglich drückend, das Harz quoll in Menge aus der Baumrinde und erfüllte die Luft mit berauschendem Geruche. Alles suchte den Schatten auf, selbst die Insekten verbargen sich um die Mittagszeit. Das Wasser im Aldau stieg oder fiel, je nachdem ihm Schneewasser aus den Bergen zuströmte. In der Nähe des Ufers, wo das Wasser ruhig und warm war, gab es Fische in Menge. Alexander fischte fleißig. In der Nähe hatte er einen bequemen Platz zum Fischen gefunden, einen nicht allzu großen, von überhängenden Zweigen beschatteten Nebenfluß des Aldau. Oberhalb der Weiden am Ufer, wo es trockener und höher war, rauschten grünlich-

goldene Lärchenbäume, hier und da ragten auch die schwarzen, saft schwarzen Spitzen sibirischer Tannen in die Höhe. Ein silbernes, schmales Band vereinigte die Bucht mit dem Fluße. In der Bucht war es immer ruhig, selbst wenn sich im Sturm die Zweige des Gebüsches neigten, das sie umschloß; im klaren Wasser in der Mitte spiegelten sich der Himmel, die Sonne und der Mond. Dort führten die Fische ihr stilles Dasein, Karpfen und gefräßige Hechte und silbernen glänzende Lachse kamen in ganzen Scharen. Hierher brachte die Flut ihren trübten Saß am spätesten und bald glätteten sich die bewegten Kreise wieder. Die Stelle war für den Fischfang besonders günstig.

Alexander hatte fünf Netze. Drei warf er am Tage aus, während die zwei andern trockneten. Er hatte das Fischen bei den Jakuten gelernt, sowie schließlich alles andre, das er im praktischen Leben that. Sobald er sich neuen Erscheinungen gegenüber fand, zog er sich mit der schon gesammelten Erfahrung aus der Klemme. Er hatte die Landesbräuche, ja selbst manches Vorurteil fast als Glaubensartikel aufgenommen.

Er glaubte zum Beispiel, daß ein dem Netz entchlüpfter Fisch die andern warne; hatte er sich doch thatsächlich überzeugt, daß er lange nachher an solchen Stellen nichts fangen konnte. Er glaubte auch, daß ein auf den Grund gefallenes, scharfes Eisenstück den Fang in fataler Weise beeinflusse, und daß es am besten sei, die Netze bei Neumond auszuwerfen. Mitunter, wenn er in seinem Kahn oder am Ufer lag, verfolgte er die Fische mit dem Auge, er sah, wie jedes Tier eifrig den Bewegungen der schlauen Führer folgte, die allem Ungewohnten, Neuem ängstlich aus dem Wege gingen und mit ihren unbeweglichen Augen ohne Liderrücken scharf genug sahen. Er merkte in ihrem Gebahren viele unerklärliche, ja geheimnisvolle Vorgänge. Sie kamen in Scharen, dann verschwanden sie plötzlich, bald plätscherten sie lustig und die ganze Bucht geriet durch ihr Treiben in Bewegung, und mit einem Mal waren sie fort und lagen unbeweglich wie Steine in der Tiefe. Mitunter waren diese Ereignisse die Vorboten eines Gewitters, eines starken Regens, starker Hitze oder eines Sturmes, häufig aber konnte er sich über den Grund nicht klar werden. Es gab Tage, an denen sie sich in Scharen fangen ließen, während sie an andern nicht ins Netz gingen, obgleich sie in nächster Nähe schwammen. Sie hatten ihre Freuden und ihre Sorgen, ihre Lüste und ihre Schlachten. Er glaubte sogar an eine gewisse Verzweiflung der Fische, denn zuweilen fing er ungeheure Exemplare, die sich aus Verzweiflung an den Maschen des Netzes festgebissen zu haben schienen und nicht locker ließen.

Erfahrene Fischer raten, die Netze stets vor Sonnenaufgang zu prüfen. Die Fische lieben das Tageslicht nicht, und sobald sie die Maschen und Knoten sehen, zappeln sie so lange im Netz, bis sie auf die eine oder andre Weise einen Ausweg finden. Wirklich zog Alexander am Tage zumeist leere und in Unordnung gekommene Netze heraus. So stand er denn stets vor Sonnenaufgang auf und ging leise, um Josia nicht zu wecken, an den Fluß. Auf die schwülen Tage folgten kalte Nächte mit starkem Taufall. Die Wiege, über welche der Weg zu den Netzen führte, schien wie mit Perlen übersät. Auf jedem Salme, auf jedem Zweige hingen kristallene Tropfen, die Blätter schienen wie mit winzigen Fuderstäubchen überdeckt, in den Blütenkelchen lagen große, funkelnde Thränentropfen. Alexander ging immer barfuß an den Fluß und zog die Stiefel erst auf dem Rückwege an, wenn seine Füße kalt und müde geworden waren. Dieser kalte, tauige Sprühregen, der von den Gräsern und Blättern fiel, erfrischte ihn, und er fühlte neue Kraft durch seine noch schlafbesangenen Glieder strömen. Die Waffe hing ihm über den Arm, das Messer steckte im Gürtel und im Korbe auf dem Rücken trug er die Netze. In wenigen Augenblicken sollte die Stelle erreicht sein, wo die Fische plätscherten. Lautlos wie ein Schatten glitt er durchs Gebüsch und hielt die Waffe schußbereit, wenn er durchs Dickicht ging. Denn in der Bucht hatte er häufig Gänse und Enten gesehen, und so umfahnte er stets mit wähebendem Blick all die verborgenen Ecken des stillen Wassers, über dem des Morgens weiße Dünste aufstiegen.

Schon warf die Sonne goldene Strahlen auf den Uferstrand, Morgenwind wehte am Wasser, als er seinen Kahn bestieg und ihn mit leisem Ruderschlag in Bewegung setzte. Der Schabel des Rahms neigte sich und teilte die Fluten leise. Alexander brannte vor Neugierde: Was giebt's wohl im Netz? Was hat ihm die Nacht gebracht? Er löste das Ende des Netzes vom Pfahle und begann die oberen

Schlingen aufzusammeln. Leer oder nicht? Etwas zittert darin und wehrt sich, aber vielleicht ist es nur ein Zweig, der sich festgehackt hat. Schon nahe. Nein! Plötzlich schimmerte ein roter Schwanz im Wasser, ein weit geöffneter Rachen zeigte sich an der Oberfläche und schnappte nach dem Ruder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Stück Weges.

Eine Weihnachtsfahrt von Karl Stern.

Der Klang eines Schellengeläutes tönte durch die Stille der Schneelandschaft. Auf dem Landwege kam ein Schlitten, der von einem kleinen schwarzen Pferde gezogen wurde.

Der Landweg schlängelte sich über die Wiesen, ging in schwarzen Biegungen durch kleine Waldparzellen, vorbei an grauen Berghügeln. Blaue Schatten fielen über den silberweißen Schnee, der im Mondschein glänzte.

In dem Schlitten saß ein junges Mädchen. Ihre Augen schauten mit liebevoller Freude umher, während zwischen den Fingern der bunten Handschuhe die Zügel hin und herglitten. Das kleine schwarze Pferd sprang in gleichmäßigem Trab den bekannten Weg nach Hause.

„Es hat keine Eile, Pfeil,“ sagte sie halblaut, „wir kommen noch zeitig genug nach Hause. Hier draußen ist es ja so . . . so . . . so schön!“ Sie atmete die frische, freie Luft ein, und lachte.

„Das jüngste Fräulein von Suintuna ist draußen und fährt, Pfeil, ja, mein prächtiger Kerl! Wir beide kümmern uns um keinen andern auf der weiten Welt! Sieh nur!“

Sie kamen aus den Büschen heraus, fuhren einen Hügel hinab, hinaus auf eine weite Ebene, wo der Weg eine starke Biegung machte. Kein anderer Laut war zu hören, als der Klang der Schellen und das Knirschen der Schlittentufen.

Das Mädchen sah sich um: öde und einsam war es rings um sie. So war sie nun eine Stunde gefahren und hatte noch eine Viertelstunde zu fahren, bis sie ihr Elternhaus erreichte, wo das Feuer im Kamin brannte, Lichter leuchteten, und die Mutter und die Schwestern um die Arbeitstampe saßen. „Rein, Pfeil, hier draußen ist es viel schöner! In Frieden und Einsamkeit dürfen wir sein, wir zwei . . . wir zwei!“

Wie sie die Stille liebte! Wie lieb ihr jeder Stein am Wege, wie belammt jeder Baum und jeder Busch war, alle stille Freunde. Ihr Gedanke umarmte sie alle.

„Pfeil, wer jetzt zu Weihnachten hinauspringen könnte, statt drinnen zu sitzen und sich lebenswürdig zu zeigen. Wenn man nur zu Dir unten in den Stall kommen könnte, und dann dahingeleiten: Die ganze Welt ist öde, alle Häuser sind verriegelt und alle Leute schlafen drin! Du jagst dahin, daß der Schnee um Dich fliehet, Du bist nicht mein bescheidener, alter Pfeil, der lacht heimbräut und . . .“

Sie richtete sich plötzlich in die Höhe. Ein Mann ging auf dem Wege vor dem Schlitten. Sie sah ihn schon von weitem und hielt sogleich das Pferd zurück, um ihn nicht so bald einzuholen.

Wie wunderbar es aussah, ein Mensch mitten auf der weiten Schneefläche, ein einsamer Mann in der Dede. . . . Auf allen Seiten um ihn die große ebene Fläche, die der Landweg durchschneidet. . . . wie wunderbar es aussah, und wie klein er war, nur ein dunkler Punkt in der weißen Fläche.

Der Schlitten kam dem einsamen Mann näher. Das junge Mädchen zog an den Zügeln und zog nach rechts, um vorbeizukommen.

Der Mann ging mit den Händen in den Taschen und aufgeschlagenem Manteltragen. Er war ärmlich gekleidet, aber nicht unfauber. Sein Gang war schwer in dem neugefallenen Schnee. Sie hielt das Pferd an.

„Wollen Sie mitfahren?“ sagte sie. „Es ist wohl ein weiter Weg, wohin Sie sollen, und viel Schnee.“

Er sah sie nachsinnend an, war stehen geblieben, aber antwortete nicht. Sein Blick war mißtrauisch; das sah sie sogleich. Der Mond schien klar auf sein junges Gesicht mit den tiefliegenden Augen und den Bartstoppeln.

„Setzen Sie sich nur hinauf!“ sagte sie entschlossen.

„Danke!“

Er setzte sich auf die Schlittenkante, mit dem einen Beine nach außen. Das junge Mädchen hob die Peitsche und das Pferd begann sogleich wieder einen gleichmäßigen Trab.

„Wohin wollen Sie?“ fragte sie. „Nach Hause, zu Weihnachten?“

„Ist jetzt Weihnachten?“

„Ja, morgen!“

„Ich habe kein Heim.“

„Haben Sie nicht Vater, nicht Mutter?“

„Ja—a.“

„Wo sind Sie denn her?“

Er antwortete nicht, es ging sie ja auch nichts an, dachte sie. Er sah nachlässig auf dem Schlittensande, ein wenig vorgebeugt, und sein linkes Bein schleifte in dem Schnee, der hoch am Wegesrande aufgeteilt war, so daß der Schnee an ihm hinaufwirbelte.

„Sehen Sie sich besser hinauf!“ Sehen Sie sich unter das Fell, wenn Sie wollen, es ist groß genug.“

„Danke!“  
„Frieren Sie nicht?“

„Man friert nicht, wenn man gehen muß.“ Seine Stimme klang hart und abweisend. Sie that, als merkte sie es nicht, sondern fragte weiter:

„Wohin wollten Sie denn gehen?“

„Zum nächsten Gasthof.“

„Da sind wir in einer halben Stunde, das ist gerade mein Weg.“

Das Schweigen senkte sich wieder herab. „Pfeil“ zog schwer den Schritten einen Hügel hinauf. Der fremde Mann sprang ab, und ging nebenher.

„Das war brav,“ sagte das junge Mädchen kurz.

„Was?“

„An das Pferd zu denken!“

„Ich bin ein schwerer Kerl,“ antwortete er.

„Sehen Sie sich nun wieder hinauf.“

Der Wald ringsum war dunkel. Schwer lag der Schnee auf den dünnen Zweigen der Tannen. In den hohen Fichten säufelte es leise, wenn sie von dem leichten Winde hin- und hergewiegt wurden. Auf beiden Seiten des Weges waren Fuchsspuren an den Stellen in den Schneewehen zu sehen, die der Mondschein traf.

Die Zügel hingen wieder lose in der Hand des Mädchens. Sie schien ihren Fahrigenossen vergessen zu haben, aber er sah nun unverwandt nach ihr hin.

„Haben Sie keine Furcht, Fräulein, hier so allein zu fahren?“

Er lachte unangenehm.

„Nein. Ich bin den Weg oft gefahren.“

„Auch keine Furcht vor mir?“

„Es wäre ja schändlich, wenn Sie mir etwas thun würden.“

„Weil das Fräulein mich mitfahren lieh?“

„Nicht nur darum. Es wäre in jedem Falle schändlich!“

„Warum liehen das Fräulein mich mitfahren?“

„Weil Sie da im Schnee gingen, und ich ja Platz hatte im Schlitten.“

„Und Sie haben keine Furcht vor mir?“

„Nein. Warum fragen Sie denn so?“

„Ich bin sonst ein schlechter Mensch,“ sagte er.

Sie richtete den Blick auf ihn, nicht ängstlich, sondern eher überrascht. Seine Augen waren düster und voll Hohn, aber der Mund zitterte leicht. Er sah an sie gelehnt im Schlitten und sein Gesicht war so nahe dem ihrigen, daß sie seine Atemzüge spürte. Sie merkte sogleich, daß er nicht nach Branntwein roch. Sie wandte den Blick wieder fort, denn sie wußte darauf nichts zu antworten.

„Ich bin sonst ein schlechter Mensch“, wiederholte er.

„Was meinen Sie damit?“

Der Schlitten fuhr wieder eine weite, weiße Fläche hinab.

„Ich freue mich, wenn Böses geschieht. Ich wünsche aller Welt Böses. Verstehen Sie, Fräulein? Solchen feinen Fräulein, die mit Stiderei und Teufelei in eleganten, warmen Zimmern sitzen!“

Sie hörte wieder sein rohes gehässiges Lachen.

Ich wünsche allen Böses. Wenn ein Unglück geschieht, wie im Herbst. Denken Sie an all die Schiffbrüchigen auf See! Und wenn ich in der Zeitung lese und es stehen fünfzig Tote oder hundert Tote darin, freue ich mich. Und wenn ein Haus und Menschen verbrennen.“

Sie erbehte.

„Aber nicht, wenn kleine Kinder d'rin verbrennen?“ fragte sie, als wenn sie für sie bat.

„Nein,“ sagte er kurz, „vielleicht nicht bei kleinen Kindern.“

Sie dachte über seine Worte nach. Sie fühlte keinen Schauer, nur ein schweres, bedrückendes Gefühl. Sie hätte ihn gern gebeten, gut zu werden, aber es nützte wohl nichts. Er sprach so böse Worte, wie sie sie noch niemals gehört hatte; aber sie fürchtete sich doch nicht, und als „Pfeil“ nun, da der Hof näher war, den Lauf zu beschleunigen begann, hielt sie ihn zurück, als wenn sie die Zeit hätte aufhalten wollen.

„Das ist merkwürdig,“ sagte sie laut. „Ich habe jedenfalls keine Furcht vor Ihnen!“

„So? Nicht? Aber wenn ich mein Messer herauszöge? Glauben Sie, ich würde nicht wagen, einen Menschen zu ermorden?“

„Nein! Aber glauben Sie, ich würde Furcht haben, ermordet zu werden?“

„Nicht?“

„Ach, Unsinn!“

Er sah sie wieder unverwandt an. Sie fühlte keinen Blick wie eine Verührung, aber ein namenloses Gefühl in ihr trieb alle Furcht fort.

„Wohin wollen das Fräulein selbst hin?“ fragte er, als wenn er in einen neuen Gedankengang hineingekommen wäre.

„Zu meinem Elternhause!“

„Ist es ein großer Hof?“

„Ja, ziemlich groß.“

„Sind Sie reiche Leute?“

„Das beruht wohl darauf, was man darunter versteht. Papa meint sicher nicht, daß er reich ist.“

„Was sagt der Vater des Fräuleins dazu, daß Sie mit einem Kerl, wie ich einer bin, fahren?“

Sie lachte. „Glauben Sie, ich erzähle ihm alles? Ich thue, was ich will!“

Es trat ein langes Schweigen nach diesen Worten ein. Der Fremde hatte sich zurechtgesetzt und sah nach der andern Seite. Auf dem ebenen Boden trabte das Pferd schnell vorwärts, von dem Bewußtsein getrieben, daß es nach Hause zu Zitter und Ruhe ging. So konnte das Mädchen unbemerkt den Mann betrachten. Er war derb und breitschultrig; jetzt war sein Sinn auf die Brust herabgesunken, und er schien ganz von seinen eignen Gedanken in Anspruch genommen zu sein. Sie war froh, daß er nicht hatte gehen müssen; er sah so müde aus.

Der Schlitten eilte über das Schneefeld, der Klang der Schellen war nun wieder der einzige Laut in der Stille.

Der Weg machte einen Bogen, und es ging wieder einen steilen Hügel hinauf. Der fremde Mann fuhr aus seinen Gedanken auf, sprang aus dem Schlitten und ging dann auf die rechte Seite hinüber, wo das junge Mädchen saß.

„Die Weibsleute pflegen sonst meist Angst vor mir zu haben,“ begann er wieder. Aber sein Ton war nun ein andrer.

„Warum?“

„Ich weiß nicht! Aber wohl, weil ich ein bössartiger Mensch genannt werde.“

„Sie sind doch aber nicht bössartig gegen Pfeil, mein Pferd.“

„Mit Tieren ist das was andres.“

„Haben Sie denn etwas Böses gethan?“

„Das kommt darauf an, wie man es beurteilt!“ Er lachte leise, als wenn die Worte eine Erinnerung hervorriefen.

„Haben Sie denn keinen auf der Welt gern?“ fragte sie.

„Nein . . . ja, vielleicht meine Mutter . . . ein wenig!“

„Gerade wie ich,“ sagte sie erleichtert, endlich einen Berührungspunkt zu finden. „Ich habe die da zu Hause gern, alle ein wenig, aber so recht mache ich mir doch aus keinem etwas. Ich würde niemals zu jemand, den ich kenne, davon sprechen, aber Sie sind ja ebenjo!“

Er setzte sich wieder mit seinem kurzen, stillen Lachen in den Schlitten.

„Das Fräulein sitzt in ihrem feinen, reichen Hause und bildet sich was ein,“ sagte er. „Aber was wissen solche Leute wie Ihr davon, wie es wirklich ist. Werdet Ihr hinausgeworfen, fortgewiesen von allen Höfen, wie eine schlechtere Art behandelt? Hört Ihr niemals ein gutes Wort? Niemand: Komm herein und seh dich?! . . . Nein, hinaus mit dir, du Hund, arbeite und halt das Maul! so lautet das Gesetz — für uns!“

Er schwiege plötzlich wie atemlos, aber erwartete keine Antwort, sondern begann leise zu pfeifen, um den Jörn zu befähigen, der einen Augenblick in ihm emporgelobert war.

Das junge Mädchen fand auch keine Worte. Es war wohl so, wie er sagte. Sie fühlte nur ein dunkles, fremdes Leid . . .

Der Schlitten war nun auf der Spitze des Hügels. Unten dehnte sich das Thal, in dem der Fluß unter dem Eise strömte, und gleich hinter der Brücke leuchteten durch das Dunkel matt die Lichter des Gasthofes von rechts her.

„So, nun scheiden wir gleich,“ sagte sie. „Ich muß nach links und Sie nach rechts. Sie sehen dort die Lichter! Wollen Sie da über Nacht bleiben?“

„Nein, wohl schon!“

Er war wieder still und verschlossen geworden.

„Pfeil“ schritt vorsichtig den glitschigen Hügel hinab, den viele Schlittenspuuren hart und glatt gemacht hatten. Dort unten lag das Thal freundlich und weiß, mit lodendem Licht.

Das Mädchen suchte nach Worten, die nicht verlesen konnten.

„Wir treffen uns wohl niemals mehr?“, sagte sie schließlich.

„Ich hoffe, es wird Ihnen gut gehen . . .“ Aber sie errötete über die ungeschickt gewählten Worte.

Der Fremde antwortete nicht.

Immer näher und heller kamen die Herdglut und die Lichter des Gasthofes. Der Weg krümmte sich nach links, man sah seine dunkle Bahn am Waldsaume verschwinden.

Die Hufe des Pferdes dröhnten auf der Holzbrücke, die über den gefrorenen Fluß führte. Der Schlitten glitt langsam das letzte kleine Stück zu der Stelle hin, wo die Wege sich schieden. „Pfeil“ blieb auf einen schwachen Zug der Zügel stehen. Der Fremde sprang aus dem Schlitten und stand still am Wege. Das Mädchen reichte ihm die Hand, ungewiß, was sie sagen sollte.

„Adieu dem!“ wurde es schließlich. Sie versuchte ihre Stimme so ruhig und froh wie möglich zu machen: Gute Weihnachten!“

„Danke!“ sagte er rauh, und plötzlich: „Nur das will ich sagen: Es ist bisher niemals einer so gegen mich gewesen.“

„Pfeil“ setzte sich in Bewegung, ungeduldig nach seiner Krippe, mit einem kleinen Mude glitt der Schlitten fort. Noch einmal wandte sich das Mädchen halb nach dem Manne um, der da in den Schneewehen des Landweges stehen blieb, aber sie hielt das Pferd nicht zurück; die Zügel lagen fast lose in ihren Händen. Eine kurze Weile klang noch das eintönige Klingeln der Schellen zum Walde hin, und dann war alles fort in der Winterkälte. . .

In der rauchigen Küche des Gasthofes betrachtete die Wirtin einen fremden Kerl, der soeben hereingekommen war, mit Mißtrauen. Er stand an der Thür, und sein Gesicht hatte einen harten Ausdruck, als er Geld aus der Tasche zog, um der Wirtin zu beweisen, daß er genug hatte für ein Nachtlager. —